

**Robert Ferdinand Wagner**, 54, deutschstämmiger Oberbürgermeister von New York, will die Stromkosten der städtischen Behörden drücken. Wagner wies seine Beamten an, für jedes öffentliche Gebäude einen Aufseher anzuwerben, der darauf achten soll, daß Ventilatoren, Klimaanlage und Lampen nach Dienstschluß ausgeschaltet werden. Wagner hofft, auf diese Weise jährlich vier Millionen Mark einzusparen.

**Muriel Humphrey**, 52, Ehefrau des neuernannten amerikanischen Vizepräsidenten Hubert Horatio Humphrey, dem von Präsident Johnson nahegelegt worden war, von seinem außerhalb Washingtons gelegenen Acht-Zimmer-Haus in ein repräsentativeres Gebäude der Hauptstadt umzusiedeln, weigert sich, dem Präsidenten-Wunsch nachzukommen. Frau Humphrey: „Es gibt so viele Dinge hier, die es mir schwermachen würden, das Haus zu verlassen. Durch das ganze Gerede über ein größeres Haus fühlen wir uns schon wie heimatlose Waisen.“

**Marina Oswald**, 23, aus der Sowjet-Union stammende Witwe des Kennedy-Mörders Lee Harvey Oswald, die den Attentäter 1961 geheiratet hatte und 1962 in die USA eingereist war, will die amerikanische Staatsbürgerschaft erwerben. Witwe Oswald belegte einen Englisch-Kursus an der Universität von Michigan, um ihre Sprachkenntnisse, die vor der Einbürgerung von einem Richter geprüft werden, aufzubessern.

**George Brown**, 50, britischer Wirtschaftsminister, beteiligte sich in der Londoner anglikanischen St.-Andrews-Kirche an einer siebzehnstündigen Nonstop-Bibellesung, deren Erlös für die Verbreitung christlicher Literatur in Übersee verwendet werden soll. Sozialist Brown las zehn Minuten lang — vor vier Zuhörern — aus dem Neuen Testament.

**János Kádár**, 52, ungarischer Ministerpräsident und Fußballfreund, der vom Kassenwart des dreifachen ungarischen Fußballmeisters „Vasas Budapest“ gebeten worden war, den Verein vor dem drohenden finanziellen Ruin zu bewahren, behob das Defizit mit Hilfe der ungarischen Post. „Vasas“-Anhänger Kádár ließ eine Sonderbriefmarke drucken und ordnete an, der Reinerlös aus dem Markenverkauf sei dem Fußballklub zu überweisen.

**Prinz Norodom Sihanouk**, 42, mit Rotchina sympathisierender Staatschef im südostasiatischen Kambodscha, läßt sich sämtliche Presseberichte vorlegen, die Korrespondenten westlicher Länder von der Kambodscha-Hauptstadt Pnom-penh aus an ihre Redaktionen kabeln wollen. Nach sorgfältiger Lektüre gibt der Prinz die Manuskripte an einheimische Journalisten weiter, die gehalten sind, alle für Kambodscha nicht schmeichelhaften Passagen ihrer Westkollegen mit Kommentaren zu versehen. Erst nach dieser Doppelpensur dürfen die Reportagen weitergeleitet werden.

**Pablo Casals**, 88, spanischer Meister-Cellist, wurde in Paris gegen einen Gepäckträger handgreiflich, der das Cello des Künstlers an sich genommen hatte, um es auf den Bahnsteig zu tragen. Casals, der dem verdutzten Dienstmann das Instrument aus den Händen wand, nach der Rückeroberung: „Es gibt auf der Welt außer mir nur eine einzige Person, die mein Cello tragen darf — das ist meine Frau.“

## Martin Morlock

### STUDENTANZ

Ein Glücksfall habe sich zugetragen, tönt es zart von karmesinrotgeschminkten Manneslippen: Mademoiselle, die niemals mit Journalisten Worte wechsele, „jamais, jamais“, wolle mich empfangen. „Alles, was über sie in den Zeitungen steht, ist erfunden“, versichert der Privatsekretär, gleichwohl bereitet er mich vor: „Mademoiselle spricht viel.“

„Um so besser“, sage ich arglos und betrete — es ist 14.10 Uhr — das mir bezeichnete Zimmer im 1. Stock des Hauses Nr. 31, Rue Cambon.

Da steht sie, umwuchert von venezianischen Spiegeln, ägyptischen Jünglingsköpfen, China-Wandschirmen, steinernen Aphroditen und goldenen Salonlöwen; zierlich und kniefrei, im bortenverzierten Standardkostüm, auf dem dunklen Kurzhaar-Gelock ein Gebilde, das an einen bayrischen Trachtenhut gemahnt: Gabrielle („Coco“) Chanel, 81, Erfinderin des kurzen Rockes, der „Bubi“-Friseur, des sonnenbraunen Teints, der Farbe Beige und des Ratschlags, ein Nerzcape so achtilos übers Parkett zu schleifen, als wär's ein Stück Kanin.

„Treten Sie näher, wir sind nicht im Theater!“ ruft sie mir zu und beginnt sogleich von einem Ski-Unfall zu berichten, der ihr in den 50er Jahren widerfuhr. Ganze 70 war sie damals alt. „Hier, sehen Sie, die Knöchel — immer noch geschwollen!“ Sie läßt sich auf eine mit beigefarbenem Wildleder bezogene Couch sinken und hält mir die nylonumspinnene Beweislast vor Augen.

Dieser Behinderung halber, erfahre ich, besitzt sie auch keine Hunde — „Selber kann ich sie nicht ausführen, und auf Dienstboten ist kein Verlaß“ —, sondern zwei Rennpferde, die sie freilich nur in kleinere Rennen schickt, denn: „Das Publikum erwartet von mir, daß meine Pferde gewinnen.“ Erst kürzlich wieder habe ihre Stute „Romantica“ einen Sieg errungen. „Mein Diener hat's mir erzählt.“

Inzwischen ist es 14.30 Uhr. Mademoiselle drückt ihre Zigarette aus und holt sich aus goldener Schale einen Himbeerbonbon. Während sie, schräg hingestreckt, mit dem Kreuzbein auf der Couchkante balanciert, tritt Versonnenheit in ihren Blick: „Milliarden Frauen auf dieser Welt wollen angezogen werden. Stellen Sie sich das vor — Milliarden!“

Und schon ist sie bei einem erschöpflichen Gegenstand: „Wenn ich ein Mann wäre, und ich wäre gerne einer, würde ich die heutigen

Frauen verachten. Dieser unweibliche Ehrgeiz, diese ekelhafte Geschäftstüchtigkeit — und diese idiotischen Tänze!“ Sie schnellte aus den Polstern und führt mir sekundenlang einen Twist vor.

„Dummheit ist schlimm. Aber immer noch besser dumm und ein Luxusgeschöpf als eine, die alles an sich reißen will.“

Um 15.00 Uhr kenne ich ihre Meinung zum Thema „Mannequins“: „Ich würde lieber Geschirr spülen als Kleider vorführen.“ Schier von selbst gleiten wir ins Fahrwasser der Mode. Coco springt abermals auf, öffnet ihren mit Sicherheitsnadeln gesteckten Chanel-Kostümrock, nestelt an den Jackettknöpfen...

Ein Strip-tease! durchschauert es mich — aber nein, sie weicht mich nur in die Geheimnisse einer Kunst ein, die jeglicher Damenfigur („Stellen Sie sich hier eine Brust vor“) Genüge tut.

Plötzlich schwebt ein Batisttuchlein vor meiner Nase. „Riechen Sie! mein neuestes Parfüm. Es wird niemals erscheinen, weil ich meinem Nr. 5' nicht Konkurrenz machen kann.“

Um 16.30 Uhr liegen sämtliche ihrer Kollegen zerschmettert am Boden. „Die machen eher Kabarett als Mo-

de. Ich bin die einzige, die wirklich arbeitet.“

Sodann kommt Cocos Rede auf die Armut („Ich mag keine Leute, die nicht gut riechen“), den Reichtum („Ich würde auch Schnürsenkel verkaufen“), Pablo Picasso („Er hat mir gegenüber ein schlechtes Gewissen, weil er seine Strohmatten geheiratet hat“), Charles de Gaulle („Kommt sich vor wie der Sonnenkönig“), die Italiener („Tepichhändler“) und die französische Presse („Alles Angsthasen“).

Als eine gewaltige Rokoko-Pendule („Scheußlich, aber sehr teuer“) 18.05 Uhr anzeigt, klingelt das Telefon: Serge Lifar, der Ballettmeister, wartet seit einer Stunde im Vorzimmer.

„Ein netter Kerl, wenn er den Mund hält. Ich werde ihm ein Ballett für Monte Carlo entwerfen. Alles in Schwarz. Dort ist nämlich gerade Hoftrauer.“

Schritt für Schritt lächle ich mich dem Ausgang zu, dabei vernehme ich unter anderem, daß „Jungens zwischen 17 und 20 viel essen müssen, denn sie sind die Zukunft“, daß „nur amüsante Menschen zu ertragen“ seien und daß ich „wieder mal vorbeischaun“ möge.

Hoffart im Herzen, stehe ich auf der Rue Cambon. Vier Stunden bei Coco Chanel — wie hätte ich ahnen können, daß ich so amüsant bin!



Coco Chanel